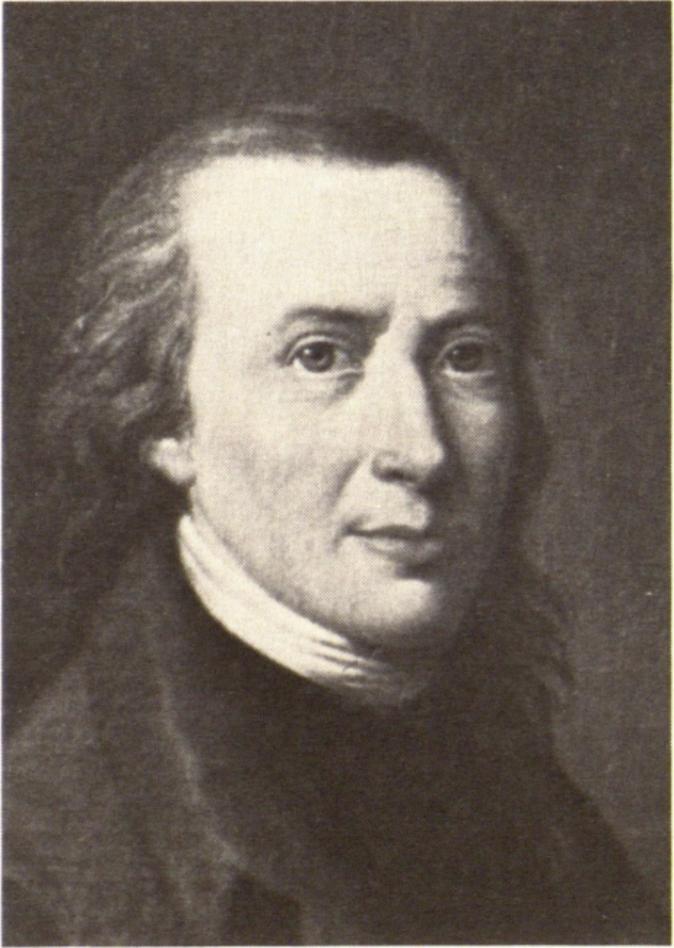

Dichter der
christlichen Gemeinde

Matthias Claudius

M. Claudius

Dichter der christlichen Gemeinde
Matthias Claudius



M. Landini

Dichter der
christlichen Gemeinde

Matthias Claudius

von Werner Hehl



Quell Verlag Stuttgart

**Bildnachweis (Seite 2): Matthias Claudius.
Gemälde von Friederike Leisching.
Sammlung Dr. Hans Agricola, Hamburg**

**1. Auflage 1981, 1.- 8. Tausend
2. Auflage 1987, 9.-10. Tausend**

ISBN 3-7918-1042-1

**© Quell Verlag Stuttgart 1981
Printed in Germany · Alle Rechte vorbehalten
Einbandgestaltung: Heinz Simon
Satz und Druck: Quell Verlag Stuttgart**

»Wie der Abendglockenklang in einer stillen Sommerlandschaft, weckt er überall ein wunderbares Heimweh. Zwischen diesseits und jenseits geht er unaufhörlich auf und ab und bringt von allem, was er erfahren, mit schlichten Worten fröhliche Botschaft.«

Diese Worte schrieb Joseph von Eichendorff über Matthias Claudius ein Menschenalter nach dessen Tod. Vieles ist anders geworden seit Eichendorff und den Tagen der Romantik oder gar seit jener Zeit, da der »Wandsbecker Bote«, wie Claudius genannt wird, des Abends »die goldnen Sternlein« am Himmel prangen sah. Doch noch immer vermag Claudius mit »schlichten Worten« und mit klaren, einfachen Versen in uns jenes »wunderbare Heimweh« zu wecken, von dem Eichendorff spricht — Heimweh nicht nur nach einer verschwundenen, vergangenen Welt, sondern auch nach dem Land des »Wesens und der Klarheit« jenseits unserer Irrungen und Wirrungen. Wohl noch immer ist für uns das »Abendlied« des Claudius »das Letzte, was ein Mensch aussagen kann«. Und hören wir wieder einmal die Reime, die dieser »Hausvater der Nation« einst für seine eigene Kinderschar geschrieben hat — etwa das »Lied hinterm Ofen zu singen«, die Moritat vom »Riesen Goliath« oder »Wenn einer eine Reise tut« —, sehen wir uns dann nicht zurück in unser Kinderparadies, in dem diese Verse lebendig waren?

Der Lyriker Claudius lebt also. Ist er aber auch als »Dichter der christlichen Gemeinde« lebendig geblieben? Hat der »Weise von Wandsbeck« eine Botschaft, die nicht nur die Vergangenheit beschwört, sondern auch hilfreich für die Gegenwart ist und in die Zukunft weist? Manche bezweifeln dies. Es wird auch behauptet, Claudius sei kein eigentlicher Dichter der Kirche gewesen, da er zu ihr nur ein distanzirtes Verhältnis gehabt habe.

Ist dieser Einwand richtig? Gewiß trifft es zu, daß der Freundschaftsbund und der häusliche Kreis eher als die

Versammlung der Gläubigen die ihm gemäßige Gemeinschaftsform waren. Man findet auch in seinen theologischen Abhandlungen keinerlei Aussagen über die Kirche als Institution und nur wenige Bemerkungen über die »Gemeinschaft der Heiligen« im Sinn des dritten Glaubensartikels. In diesem Punkt unterschied er sich kaum von anderen Christen seiner Zeit. Auf der anderen Seite darf man nicht die zahlreichen »Motets« und Choräle übersehen, die er für seine Heimatgemeinde zu festlichen Anlässen gedichtet und mit seiner Familie im Gottesdienst zur Aufführung gebracht hat; allerdings sind — mit Ausnahme des »Abendliedes« — seine einst gern gesungenen Kirchenlieder allmählich aus unseren Gesangbüchern verschwunden, etwa das Osterlied »Das Grab ist leer« und das von Späteren bearbeitete Epiphanyaslied »Der Herr, der einst auf Erden war«. Wir wissen auch, daß der sonntägliche Kirchgang zu den festen Lebensgewohnheiten im Hause Claudius gehört und daß der Hausvater an den größeren und kleineren Ereignissen der Ortsgemeinde regen Anteil genommen hat. Vor allem aber darf man die wahrhaft ökumenische Gesinnung nicht verkennen, die der »Bote« besonders in der zweiten Hälfte seines Lebens bekundet hat: Ohne seinem angestammten Luthertum je auch nur im mindesten untreu zu werden, hielt er Gemeinschaft mit katholischen Christen, die sehnsüchtig Ausschau nach der wahren »Kirche des Geistes« hielten.

Ein anderer Vorbehalt richtet sich gegen die Person von Matthias Claudius: Wie ist es möglich, daß uns ein Mann von so schlichtem Gemüt Wesentliches für unsere komplizierten heutigen Lebensverhältnisse zu sagen hat? Diese Anfrage, dieses Vorurteil ist nicht neu; Claudius hatte schon zu Lebzeiten nicht nur Bewunderer, sondern auch Kritiker: Goethe schalt den »Wandsbecker Boten« einen Narren und Wilhelm von Humboldt nannte ihn schlichtweg eine »Null«. In der Tat besaß Claudius ein einfältiges Gemüt, wenn man

darunter seine oftmals entwaffnende Offenherzigkeit, sein ungeteiltes Gottvertrauen und sein kindliches Verlangen nach Geborgenheit im Haus des Vaters versteht. Nur verwechsle man »schlicht« nicht mit »simpel«! Wer sich mit dem Leben des »Boten« eingehend beschäftigt, wird bald erkennen, daß dieser Mann eine sensible Künstlernatur besaß und einer der weisesten Geister seiner Zeit war.

Ein dritter Vorbehalt gegen den Dichter geht noch einen Schritt weiter: Einzelne Literaturhistoriker wußten diese originelle Persönlichkeit nicht so recht zu etikettieren und in ihren Schubfächern unterzubringen; sie haben ihn kurzerhand als Ausbund einer schrulligen Zopfzeit, über deren Moralismus und Schulmeisterei wir erhaben seien, abgetan. Diesen Aspekt zu verfolgen, lohnt sich, denn hier werden die Konturen seines Bildes deutlich, hier bekommt die historische Gestalt Matthias Claudius Farben. Es läßt sich verfolgen, wie er selbst ein Kind seiner Zeit ist, wie er aber auch im Ringen mit seiner Zeit steht und über sie hinausweist in unsere Zeit.

Das Leben von Matthias Claudius

Matthias Claudius lebte in einer unruhigen Welt. Sie war nicht nur von Grund auf erschüttert durch den Kampf der Geister, sondern sie war auch erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. In seine Kindheit und Jugend fielen die beiden Schlesischen Kriege, und es folgte der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Österreich; als Fünfzigjähriger vernahm er das Donnerrollen der Französischen Revolution; im Alter mußte er den Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation miterleben. All diese Ereignisse und Zeitläufe hat er mit Anteilnahme verfolgt. Unmittelbar und zugleich recht schmerzhaft betrafen ihn die Geschehnisse erst gegen Ende seines Lebens, als auch seine engere Heimat von den Kriegswogen überschwemmt und er zum Flüchtlingsdasein gezwungen wurde.

Die Familie

Matthias entstammte einem alten holsteinischen Pfarrersgeschlecht, dessen Geschichte sich bis in die Zeit der Reformation zurückverfolgen läßt. Einer seiner Vorfahren, Claus Paulsen, hat nach der Weise der Humanisten seinen Namen latinisiert und zu Claudius Pauli umgewandelt. Fortan blieb »Claudius« der Name des Geschlechts. Auch der Vater unseres Dichters, gleichfalls ein Matthias Claudius, war Pfarrer. Er schlug eines Tages in Reinfeld unweit Lübeck seinen Wohnsitz auf; er heiratete, verlor aber bald seine Frau und fand dann eine zweite Gattin in Marie Lork, der Tochter eines Flensburger Ratsherrn.

Als zweites Kind dieser Ehe kam Matthias, der spätere Dichter und Herausgeber des »Wandsbecker Boten«, am 15. August 1740 zur Welt. Schon am Tag nach der

Geburt wurde er vom Vater getauft. Der Pfarrherr fügte dem Eintrag ins Taufregister die Worte hinzu: »Der Herr gebe Gnade zu dessen Erziehung, damit er kraft solchen Bundes dereinst möge eingehen zu seines Herrn Freude um Jesu Christi willen.«

Der Urenkel des Dichters, der Lyriker Hermann Claudius (1878-1980) schildert in seinem reizvollen Büchlein über das Leben seines großen Vorfahren dessen Heimat folgendermaßen:

»Das Pfarrhaus liegt strohgedeckt unter alten Bäumen am Herrensee. In der Nähe liegt ein Schlößchen, der Witwensitz einer Herzogin von Ploen. Der weite Wald, der Reinfeld einbettete und heute noch ansehnlich ist — der schweigsame See, wenn mittags die Sonne drauf brütete und des Nachts das Mondlicht silbrig darüber lag — die mancherlei kleinen Festivitäten und italienischen Nächte, die aus dem Schlößchen herüberwinkten — vor allem das fromm-geordnete Familienleben des Pfarrhauses waren es, unter deren Einfluß der Knabe aufwuchs.«

Wir wissen nicht eben allzu viel über die Kindheit des Dichters. Es heißt von ihm, daß er »von zartem Gliederbau« gewesen sei und daß er »unter sanft gewellten Haaren« mit blauen Augen »mehr nach innen als nach außen« geblickt habe.

Auch über den Vater ist nicht viel bekannt. Offenbar war er ein ehrenhafter, verständiger und bibelgläubiger Mann, dem es an Humor nicht fehlte. Seinen Sohn unterrichtete er selbst bis zur Konfirmation in den alten Sprachen und in Mathematik, vor allem aber in Bibel und Katechismus. Er machte ihn früh vertraut mit den biblischen Bildern und Gestalten; er vermochte in dem empfänglichen Gemüt des Kindes die Liebe zu den alten Liedern des Gesangbuchs zu wecken. Als der Vater nach mehr als vierzigjähriger Amtszeit im Jahr 1774 in Reinfeld starb, widmete ihm der Sohn ein liebevolles Gedicht, das in seiner Art einzig in der deutschen Literatur ist.

Am Grabe meines Vaters

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

Träuften mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir getan.

Er entschlief, sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
düft um dein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
freundlich wird erwecken — ach sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

Auch über die Mutter von Matthias Claudius sind nur wenige Nachrichten überliefert. Sie muß wohl eine schlichte, von Herzen fromme Frau gewesen sein, die mit ihrem Sohn oftmals das Paul-Gerhardt-Lied »Befehl du deine Wege« gesungen hat. Nach dem Bekenntnis des Sohnes hat sie »still und gelassen viel ausgehalten« bis zu ihrem Tod im Jahr 1780.

Die frühen Jahre

Zwei Züge im Bild des jungen Matthias fallen besonders ins Auge: Er wuchs in einer großen Geschwisterschar auf und war durchaus nicht verwöhnt. Außerdem war er musikalisch hoch begabt. Besonders das sonntägliche Orgelspiel scheint intensiv auf seine Phantasie gewirkt zu haben. Der Musik blieb er zeitlebens zugetan. So bewarb er sich noch mit vierzig Jahren in Lübeck um eine

Organistenstelle, die er dann jedoch aus übergroßer Bescheidenheit einem anderen überließ. Sein »herrliches Klavierspiel« wurde später allenthalben gelobt, auch von Leuten, die ihm nicht gewogen waren.

Von den Geschwistern stand ihm — nicht nur altersmäßig — sein Bruder Josias am nächsten. Mit ihm zusammen besuchte er nach der Konfirmation vier Jahre hindurch die Ploener Lateinschule, eine »Stätte trockener Gelehrsamkeit«, wo die Zöglinge vornehmlich in den alten Sprachen gedrillt wurden. Die Eltern bekamen ihre beiden Buben nur in den Ferien zu Gesicht — Ferien, die damals nicht länger als acht Tage im Jahr dauerten.

Im Jahr 1759 verließen die Brüder »die lieblichen Ufer des Sees von Ploen« und pilgerten nach Jena, um dort Theologie zu studieren. Während Josias bei der »Gottesgelahrtheit« blieb, kehrte ihr Matthias nach kurzer Zeit den Rücken. Er war geplagt von einem Brustleiden, das ihn später am Predigen hindern mußte. Der eigentliche Grund für seinen Entschluß lag indessen tiefer: Er war für das Studium zu fromm und zu sensibel! Der kühle, in gewisser Weise öde Rationalismus des Jenenser Studienbetriebs stieß ihn ebenso ab wie das bierselige Treiben seiner Kommilitonen. Deshalb wandte er sich der Jurisprudenz und der Kameralwissenschaft zu, hörte römisches Recht, Staats- und Völkerrecht und studierte »in pflichtmäßigem Ernst, aber ohne Teilnahme« und auch ohne Abschlußexamen.

Je weniger ihm der Lehrbetrieb an der Universität zusagte, um so mehr suchte er Befriedigung außerhalb der Alma Mater. Er betrieb für sich das Studium alter und neuer Sprachen und gab sich seiner Leidenschaft für Frau Musika hin.

Dort an der Saale regte sich erstmals seine dichterische Ader: Claudius trat der »Teutschen Gesellschaft« bei, einem Kreis junger Leute, die zusammenkamen, um über literarische und philosophische Themen zu disku-

tieren und eigene Erzeugnisse zum besten zu geben. Wichtig für den jungen Poeten wurde die Begegnung mit dem Dramatiker und Lyriker Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, der gleichfalls der »Gesellschaft« angehörte. Matthias begann den bereits berühmten »Anakreontiker« glühend zu bewundern, erwarb sich seine Freundschaft und dichtete ganz in dessen Manier. Bald erschien ein Büchlein mit den ersten Claudiusgedichten unter dem bezeichnenden Titel »Tändeleien und Erzählungen« im Druck. Sehr zum Leidwesen des jungen Debütanten fielen aber die Rezensenten über sein Erstlingswerk her und »verrissen« es erbarmungslos.

Auf das gesellige Treiben der Musensöhne fiel plötzlich ein düsterer Schatten: Matthias erkrankte an den Blattern. Von seinem Bruder hingebungsvoll gepflegt, genas er zwar, mußte aber mit ansehen, wie Josias der tückischen Krankheit zum Opfer fiel. Matthias wurde durch den Verlust des lebensfrohen Bruders, der ihm unter allen Menschen am nächsten stand, zutiefst erschüttert. Zugleich wurde er an ein Erlebnis aus der Kindheit erinnert: Als er elf Jahre alt war, wurden drei seiner jüngeren Geschwister binnen weniger Tage von einer Seuche weggerafft. Wen wundert's, daß er später seine literarischen Veröffentlichungen dem Tod, »Freund Hain«, gewidmet hat?

Man nimmt an, daß Claudius im Jahre 1763 Jena wieder verlassen und die Heimreise nach Holstein angetreten hat. Er war bereichert durch mancherlei Anregungen, aber auch verunsichert durch die zwiespältigen Einflüsse, die auf ihn eingedrungen waren.

In Kopenhagen und Hamburg

Während der nächsten zehn Jahre seines Lebens unternahm Claudius verschiedene Versuche, den festen Boden einer bürgerlichen Existenz unter seine Füße zu be-

kommen. Indessen führte keiner seiner Anläufe zum Ziel. Zunächst sehen wir ihn im Norden sein Glück probieren. In Kopenhagen übernahm er beim Haushofmeister des dänischen Königs eine Sekretärsstelle, die ihm Gönner verschafft hatten. Während in Potsdam Voltaire bestimmte, war Kopenhagen zu jener Zeit ein Hort überkommener deutscher Kultur. Eine Reihe bedeutender deutscher Gelehrter und Künstler hatten sich in der dänischen Metropole niedergelassen, darunter Claudius' Freund Gerstenberg und Klopstock, der gefeierte Schöpfer des »Messias« und wortgewaltiger Oden. Claudius wurde bald ein begeisterter Klopstockjünger, der die Naturschwärmerei des »holdseligen Großmeisters« teilte und sich auf poetischem Gebiet von ihm inspirieren ließ. Wie die Biographen berichten, führte man »ein Genieleben, wohnte summers in Hütten inmitten der Wälder oder am Meer und trieb winters den modischen Schlittschuhlauf«. Klopstock erwiderte die Zuneigung des um sechzehn Jahre jüngeren Claudius herzlich und lebenslang; bei so manchem späteren Familienfest im Wandsbecker Dichterhäuschen weilte der Messiasdichter unter den Gästen. Übrigens hat sich Matthias auch den berühmtesten Zeitgenossen gegenüber stets eine gewisse Unbefangenheit und Eigenständigkeit bewahrt.

Dafür ein hübsches Beispiel: Als man zu seinem Verdruß seine poetischen Erzeugnisse wieder und wieder als Ableger der Klopstockschen Muse werten wollte, hat sich Claudius von seinem großen Vorbild distanziert und sarkastisch erklärt: »Wenn Klopstock ausruft: ›Du, der du weniger bist als ich und dennoch mir gleich, nahe dich mir und befreie mich, dich beugend, von der Last des staubatmenden Kalbfells‹ — ja, dann sage ich nur: ›Kumm, Johann, treck mi de Steveln uut!‹« (Johann, zieh mir die Stiefel aus!).

Trotz der glänzenden gesellschaftlichen und literarischen Möglichkeiten, die sich in Kopenhagen boten,

hielt es Claudius dort nicht lange — ihm behagte weder die laute Stadt noch das anmaßende Benehmen seines gräflichen Dienstherrn, erst recht nicht die Kette von Pflichten, die ihn zu fesseln drohte. Nach Jahresfrist kehrte er nach Reinfeld zurück, um in der vertrauten ländlichen Umgebung zu »träumen, zu musizieren und zu spazieren«.

Nach dreijährigem Aufenthalt im Elternhaus zog es ihn (oder drängte ihn der Vater?) wieder hinaus. Diesmal ging die Reise in die Weltstadt Hamburg. Man hatte ihm dort die Redaktion der »Adreßkomptoirnachrichten«, eines Handels- und Börsenblatts, angetragen. Claudius nahm an, obwohl dem kulturellen Teil des Journals, den er zu verantworten hatte, nur wenig Platz zugemessen war. Wichtiger als die Zeitungsartikel, die er gleichsam mit der linken Hand schrieb, wurden ihm auch an der Elbe die Persönlichkeiten, die er kennen lernte. So machte er die Bekanntschaft mit C. Ph. E. Bach, dem damals schon weltberühmten Sohn des großen Thomas-kantors.

Ferner kam er mit Lessing zusammen, der eben dabei war, seinen berühmten Disput mit dem orthodoxen Hauptpastor Goeze um Fragen der Bibelauslegung auszutragen. Claudius schlug sich auf die Seite des großen Kritikers und Dramatikers, dessen »Kopf er auch später stets hochgehalten« hat, auch wenn er »sein Credo nicht annehmen« konnte. Am wichtigsten für ihn wurde die Begegnung mit dem wenig jüngeren Herder, der damals einige Wochen in Hamburg weilte. Durch dessen universalen Geist und ins Mystische gesteigerte Frömmigkeit fühlte sich Matthias angezogen. Umgekehrt nannte ihn Herder »das größte Genie, das ich gefunden habe, einen Freund von einem sonderbaren Geiste und von einem Herzen, das wie Steinkohle glüht«. Auch diese Freundschaft war von Dauer.

Ausgerechnet in den musenfremden »Adreßnachrich-

ten« veröffentlichte Claudius jenes Gedicht, in dem er zum ersten Mal die Schranken des Überkommenen durchbrochen und ein Gebilde geschaffen hat, dessen »süße Bildhaftigkeit und herbe Verhaltenheit« Goethes Naturlyrik vorwegnimmt. Gemeint ist das wundersame »Wiegenlied bei Mondschein zu singen«, dessen erste Strophe lautet:

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
und süß die Ruh.

Der Herausgeber des Blattes freilich war von derlei poetischen Ergüssen weniger entzückt und setzte seinem unkonventionellen Schriftleiter kurzerhand den Stuhl vor die Tür. Diesmal traf es Claudius hart: »Ich bin itzt nichts und habe itzt nichts«, klagte er bekümmert seinen Freunden.

Der »Wandsbecker Bote«

Zum Glück tat sich bald wieder eine Tür für ihn auf: In Wandsbeck (in heutiger Schreibweise Wandsbek), einem kleinen, damals dänischen Dorf nahe bei Hamburg, wollten einige der Aufklärung verbundene Persönlichkeiten eine neue Zeitung herausbringen, die an die Stelle eines bislang erscheinenden Klatschblattes treten sollte. »Wandsbecker Bote« sollte sie heißen und viermal wöchentlich erscheinen. Wiederum wurde Claudius zum Schriftleiter des »gelehrten« und literarischen Teils bestellt. Auch diese Tätigkeit sollte nicht von langer Dauer sein: schon nach vier Jahren ging das Blatt mangels Abonnenten ein. Aber diese vier Jahre genügten, um den »Boten« und seinen Redakteur in ganz Deutschland bekannt zu machen. Es gelang Claudius, die erlauchtesten Geister seiner Zeit zur Mitarbeit zu

gewinnen und Beiträge von Gottfried August Bürger, Johann Gleim, Heinrich Christian Boie, Johann Heinrich Voß, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, von Gotthold Ephraim Lessing, Friedrich Gottlieb Klopstock, von Johann Gottfried Herder und sogar von Johann Wolfgang von Goethe zu publizieren. Letztlich aber hat er selbst im »Botendienst« sein literarisches Profil gewonnen und dem Winkelblättchen seinen unverwechselbaren Stempel aufgedrückt. Die »volkserzieherische Gebärde« dessen, der den Leuten »aufs Maul« schaute und die einfachsten wie die schwierigsten Dinge in einen »naiv-launigen« Stil zu fassen vermochte; die sokratischen Dialoge zwischen dem schlichten »Asmus« und dem gewitzten »Vetter Andres« (beide erfunden und beide Spiegelungen seiner Schriftstellerpersönlichkeit); das arabeskenhafte Gewebe aus Vers und Prosa, Kritik und Erbauung, Scherz und Ernst — das fand nunmehr seine Prägung.

Dieser Flecken Wandsbeck mit seinen 124 »Feuerstellen« wurde hinfort seine Heimat. Hier fand er nicht nur zu seiner »dichterischen Selbstverwirklichung« — hier fand er die Lebensgefährtin, die zu ihm paßte und die seinem Leben Erfüllung brachte: Rebekka Behn, die Tochter eines einheimischen Zimmermanns. Die Geschichte ihrer ersten Begegnung ist es wert, festgehalten zu werden: Auf der Suche nach einem Unterschlupf für sich und die »Botenwirtschaft« entdeckte er in Wandsbeck ein Häuschen, das zu vermieten war — allein es fehlte der Haustürschlüssel. Man bedeutete ihm, daß das gewünschte Objekt im Haus des Zimmermeisters aufbewahrt werde. Also machte er sich dorthin auf den Weg. Den Schlüssel konnte er zwar nicht finden, da er in einem verschlossenen Schrein ruhte, aber er begegnete dem sechzehnjährigen Töchterlein des Meisters! Rebekka verschaffte ihm den gesuchten Gegenstand, indem sie kurzerhand zum Beil griff und den Deckel des Kastens einschlug. Zugleich mit dem Haustürschlüssel

präsentierte ihm das resolute Mädchen den Schlüssel zu einem ungetrübten Lebensglück. Claudius verliebte sich Hals über Kopf in das anmutige Geschöpf, hielt nach etlichen Wochen beim Vater um ihre Hand an und durfte sie im Frühjahr 1772 heiraten. Die Briefe, die er in jenen Tagen an seine Freunde schrieb, sind voller Seligkeit: »Ich habe ein Mädchen liebgewonnen, ein einfältiges ungekünsteltes Bauernmädchen«, heißt es in einer Epistel an Herder. »Lacht, wenn Ihr diesen Brief gelesen habt, aber tut mehr als lachen und bedenkt, daß Gott erschaffen hat ein Männlein und ein Fräulein.« Und an anderer Stelle: »Mir glühen die Fußsohlen für Liebe!« Übrigens benutzte Claudius die Hochzeitsfeier dazu, seine Freunde im Stil der »Geniezeit« ein wenig zu foppen. Er hatte sie nämlich ganz unschuldig zu einer geselligen Zusammenkunft eingeladen, wie er öfter zu tun pflegte. Man saß zusammen und war vergnügt. Mit einem Mal fing der Gastgeber an, »von copuliert werden zu sprechen, gleichsam scherzweise«, zog die königliche Heiratskonzession aus der Tasche und ward von dem »zufällig« anwesenden pastor loci »auf der Stelle copuliert«.

Rebekka brachte — außer irdischen Gütern — alles mit in die Ehe, was einen Mann glücklich machen kann: Sie war »schön von Angesicht und von edler Haltung«, klug und bildsam, treu und fromm, fröhlich und liebenswürdig. Ihr flogen alle Herzen zu, und noch im Alter wußte sie die zahlreichen Besucher ihres Hauses durch ihre Anmut und Würde zu bezaubern. Selbst Humboldt, keineswegs ein Verehrer des »Boten«, rühmte die »sehr ausgezeichnete Frau«: »Sie hat etwas Edles, Sanftes und Feines in ihrer Bildung, existiert bloß für die Ihrigen und flößt unwiderstehliche Achtung ein.« Wie lernbegierig sie war, das zeigen ihre Briefe: Waren ihre schriftlichen Mitteilungen anfangs voller stilistischer und orthographischer Mängel, so atmen ihre späteren Episteln Witz und Geist. Auch hat sie unter Anleitung des Gatten

das Cellospiel erlernt und in dieser Kunst solche Fortschritte gemacht, daß sie im anspruchsvollen Hausmusikensemble der Familie bald mithalten konnte. Der Bund zwischen Matthias und Rebekka zählt zu den glücklichsten Künstlerehen, von denen wir wissen.

Zwölf Kinder hat Rebekka in 22 Jahren geboren; zehn von ihnen wuchsen heran: Erst ein Bublein, das zum Schmerz der Eheleute sogleich nach der Geburt starb, dann fünf Töchter hintereinander, endlich der sehnlichst erwartete Stammhalter Johannes, danach wieder eine Tochter, schließlich vier weitere Söhne. »Es war ein Brautpaar junger Liebe noch nach vierzig Jahren«, erinnerte sich später die Enkelin Agnes Perthes an ihre Großeltern. Als die beiden im Jahr 1797 Silberhochzeit feiern konnten, hat Matthias der Jubelbraut die unvergleichlichen Dankesverse gewidmet:

Ich habe dich geliebet und ich will dich lieben,
solang du goldner Engel bist;
in diesem wüsten Lande hier, und drüben
im Lande, wo es besser ist.

Ich danke dir mein Wohl,
mein Glück in diesem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich dich fand;
doch ich fand nicht, Gott hat dich mir gegeben;
so segnet keine andre Hand.

Erfahrungen in Darmstadt

Sorgen und Kummer blieben im Hause Claudius indessen nicht aus. Als das Paar gerade drei Jahre verheiratet war und das Töchterchen Karoline seine ersten Gehversuche unternahm, ging die Zeitung ein. Zum dritten Mal stand unser Dichter mit leeren Händen da. Seufzend begann er nach einem sicheren Broterwerb Ausschau zu halten und hatte dabei seltsame Vorstel-

lungen von einem »Häuschen im Walde«, wo er ohne lästige Verpflichtungen ein beschauliches Dasein fristen konnte. Freunde halfen auch diesmal: Herder, inzwischen als Oberkonsistorialrat in Bückeburg zu Amt und Würden gekommen, konnte ihm die Position eines »Oberlandeskommisarius« in Darmstadt vermitteln. Claudius, obwohl er viel lieber in Deutschlands Norden geblieben wäre, sagte zu und reiste 1776 mit Frau und zwei Kindern und mit seiner geringen Habe gen Süden. Die Aufgaben, die auf ihn warteten, mußten ihm zusagen: Als Mitglied der hessischen Oberlandeskommision durfte er zur »Hebung der materiellen und sittlichen Lage« der ländlichen Bevölkerung beitragen; als Redakteur der »Privilegierten Landzeitung« konnte er fortsetzen, was er beim »Wandsbecker Boten« begonnen hatte. Gleichwohl blieb auch die Tätigkeit in Darmstadt nur Episode in Claudius' Leben. Zum einen scheint er mit seinem Vorgesetzten nicht zurechtgekommen zu sein; zum andern litt er unter dem Widerspruch zwischen den hehren Zielen der Kommission und deren höchst unzulänglicher Verwirklichung; schließlich zeigte es sich erneut, daß er die eintönige Büroarbeit nicht ertrug und wohl auch unter dem milden Klima litt. Eine lebensgefährliche Erkrankung kam hinzu und trug dazu bei, daß er nach Jahresfrist seine Zelte abbrach und »zu seiner Ziege und seinen Seekrebsen« heimkehrte. Der Nachruf Mosers, seines Ministers, lautete wenig schmeichelhaft: »Claudius war zu faul und mochte nichts tun als Vögel singen hören, Klavier spielen und spazieren gehen.« Später wurde ihm eine Ehrenrettung zuteil durch die Gegner des Ministers, die Claudius ausdrücklich einen »ehrlichen Mann« nannten, welcher eben deswegen wieder weggegangen sei, weil er »lieber jährlich 800 Gulden entbehren, als solche durch Windbeutelerei verdienen wollte«.

Die Freunde waren über diese Entwicklung der Dinge besorgt. »Was in Wandsbeck anfangen?« fragte Herder.

Claudius entgegnete ohne Zaudern: »Übersetzungen, Fortsetzung von Asmus herausgeben, und — Befehl du deine Wege!«

»Homme de lettres«

Schon vor dem Darmstädter Zwischenspiel hatte er begonnen, seine »Sämtlichen Werke« mit dem merkwürdigen Untertitel »Asmus omnia sua secum portans« herauszugeben. Die Selbstbezeichnung »Asmus« ist eine Abkürzung von Erasmus und wollte an einen christlichen Märtyrer erinnern. Das lateinische Zitat geht auf den griechischen Philosophen Bias zurück, der keine irdischen Reichtümer hatte noch haben wollte, sondern »all das Seinige bei sich trug«. Das schmale Büchlein, das im Jahr 1775 im Druck erschienen war, barg noch andere Merkwürdigkeiten: Es war »Gevatter Tod« gewidmet und enthielt auf seiner ersten Seite das Bild des Knochenmanns. Diese Dedikation war durchaus kein makabrer Scherz, sondern ernst gemeint: Claudius wollte seine ganze Schriftstellerei in den Dienst der Wahrheit stellen, die auch im Angesicht des Todes Bestand hat. Alle paar Jahre erschienen weitere Werke von seiner Hand. Bis zum Jahr 1812 wurden es acht »Theile«. Jedes dieser »Büchel« stellt ein »eigenartiges Sammelsurium« dar, in dem Gedichte, Rezensionen, echte und fingierte Briefe sowie tiefsinnige theologische Erörterungen scheinbar absichtslos, in Wirklichkeit aber sorgfältig geordnet nebeneinander stehen. In den späteren Bändchen überwiegt die religiöse Thematik, doch findet man auch hier unter den spärlichen lyrischen Beiträgen wahre Kleinodien.

Die »Werke des Asmus« gewannen ihrem Autor neue Freunde in ganz Deutschland — Reichtümer brachten sie ihm nicht ein. Da sich auch seine Übersetzungen und Rezensionen nur schwer in klingende Münze umwan-

deln ließen, blieb auf Jahre hinaus Schmalhans Küchenmeister im Hause Claudius.

Es ist bemerkenswert, mit welcher Gelassenheit und mit wieviel Gottvertrauen Claudius in der Folgezeit seinen Weg als »homme de lettres«, als wahrhaft freier Schriftsteller ging — wenn man auch nicht übersehen darf, daß die Hauptlast der schwierigen Aufgabe, eine wachsende Zahl von Mäulern zu füttern, auf den Schultern der Ehefrau lag und daß oft genug die Freunde einspringen und »Vorsehung spielen« mußten. Ernster und strenger geworden durch die Berührung mit dem Tod und die beruflichen Enttäuschungen, hat er »an der äußeren Form seines Lebens nichts mehr ändern lassen«, weil er endgültig einsehen mußte, daß »sie preisgeben sich selbst zerstören« geheißen hätte. Als ihm später die wirtschaftliche Bürde zu schwer wurde, brachte er es über sich, den dänischen Kronprinzen um Hilfe anzugehen. Sie wurde ihm gewährt: Zunächst erhielt er »ehrenhalber« ein Jahresgehalt von 200 Talern; im Jahr 1788 wurde ihm zudem die Stelle eines Revisors an der Altonaer Bank übertragen, die ihm wenig Beschwer und lediglich ein paar Wochen Revisionsarbeit machte, immerhin aber einen Jahressold von 800 Talern einbrachte. Außerdem wurden die Sprößlinge befreundeter Familien als Pensionsgäste aufgenommen und zusammen mit den eigenen heranwachsenden Söhnen erzogen. Endlich begannen sich die pekuniären Verhältnisse zu bessern. Infolgedessen konnte der »Bote« sogar für sich und die Seinen ein eigenes Häuschen (für 8000 Mark Banco!) mit Obst- und Gemüsegarten erwerben.

Ein Familienidyll

Seine ganze Kraft und einen Großteil seiner Zeit widmete Claudius der Erziehung seiner Kinder. Man hat darum nicht zu Unrecht gesagt, er sei »Hausvater von

Beruf« gewesen. Er unterrichtete seine Söhne namentlich in den alten Sprachen, in Geschichte und Geographie. Die Töchter durften an der Unterweisung teilnehmen, soweit sie nicht der Mutter im Haushalt zur Hand gehen mußten. Dabei war es dem Vater weniger um methodische Strenge als darum zu tun, seinen Sprößlingen Freude am Lernen und Lust zum Selbststudium zu vermitteln. Die aufgeweckten Kinder hatten genug Muße, außerhalb der Schulgegenstände geistige Nahrung auf eigene Initiative zu suchen. Auch wurden Astronomie und neuere Sprachen im Hause Claudius fleißig betrieben und die wichtigsten literarischen Neuerscheinungen gelesen und ausgiebig erörtert. Bücher wie Jung-Stillings »Jugend«, »Reineke Fuchs« oder Pestalozzis Roman »Lienhard und Gertrud« (des Dichters Lieblingslektüre) waren den Kindern so vertraut, daß sie sie auswendig wußten.

Vor allem war Claudius darauf bedacht, in seinen Kindern die Ehrfurcht vor Gott und die Liebe zu Jesus zu wecken und zu erhalten. Wie die christliche Unterweisung im Hause Claudius ausgesehen hat, erfährt man am besten in seinem »Einfältigen Hausvaterbericht über die christliche Religion an seine Kinder«, den der Dichter in den siebenten Teil seiner Werke aufgenommen hat. Er beschließt ihn mit den Worten: »Das, liebe Kinder, ist die christliche Religion nach der Heiligen Schrift. Es ist nichts Erhabeneres und Größeres und keine fröhlichere Botschaft. Haltet fest daran, und achtet darauf als ein Licht, das da scheint an einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in eurem Herzen.«

Daß auf dem Feld der religiösen Erziehung das Vorbild des Lehrers besonders wichtig sei, wußte Claudius wohl: »Ich kann nichts anderes aussinnen, als daß man selbst sein muß, was man seine Kinder machen will« — lautete einer seiner Grundsätze. Im übrigen hielt er auch in der Pädagogik von den gängigen Methoden der Aufklärer

nicht allzu viel: »Die Kinder soll man an das *Was* gewöhnen, das *Warum?* ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, bis sie zum Verstande kommen. Da mögen sie ihn finden, einsäckeln und uns noch im Grabe danken.«

Über die herzliche Atmosphäre, die im Wandsbecker Dichterhaus vorherrschte, ist von Augenzeugen viel geschrieben worden. So berichtet der Priester Settele, ein Freund des bekannten schwäbischen Bischofs Sailer: »Vor oder nach dem Abendessen nimmt Claudius seinen oben gekrümmten Stecken, und wir durchstreifen das angrenzende Wäldchen. Oder wir stehen im Garten um das Chor gelber Nachtblumen und warten stille den Zeitpunkt ihrer Entwicklung ab. Mich freuen und belehren immer die Fragen der Kinder, die auch hier unsre Gesellschafter sind. Der Vater zeigt ihnen das Wunderbare dieser Erscheinung und wirkt immer auf den Schöpfer. Da ist's oft, als wenn wir um einen Altar stünden. Vorgestern machten wir einen Spaziergang in ein nahe gelegenes Dorf; wir aßen in einer schönen Gartenlaube Schafmilch und Zwieback. Ich möchte nur die Bocksprünge malen, die Claudius drauf im Garten herum machte — und die Kinder immer mit lautem Gelächter hinterdrein! Mancher würde denken, so würde der Respekt gegen den Vater verloren gehen. Aber — Gehorsam, Liebe und Ehrfurcht gegenüber dem Vater zeichnen diese Kinder vor allen aus; sie ergötzen sich an der Munterkeit des Vaters und lieben ihn um so mehr.«

Ein reizendes Bild von den Großeltern hat die Enkelin Agnes Perthes in ihren »Erinnerungen« gezeichnet: Der Großpapa stand früh auf und frühstückte allein. Bei gutem Wetter trank er vor dem Hause seinen Kaffee... Nach dem Frühstück gab er seinen Kindern Unterricht. Um ein Uhr wurde gegessen. Vor und nach Tisch wurde gebetet. Gegen Abend spielte Großvater

gerne eine Partie Schach. Nach neun Uhr ging er ins Bett und trank noch ein Glas Grog gegen seinen langjährigen Husten. Die Schlafkammertür wurde aufgemacht, und seine Söhne und Töchter musizierten . . . Es kamen viele Fremde nach Wandsbeck, um den Boten zu sehen. Das war ihm jedesmal sehr fatal; gefielen ihm die Leute nicht, so sprach er hochdeutsch und komplimentierte sie höflich zur Tür hinaus. Großpapa konnte sehr heiter sein und einen ganzen Tisch voll Menschen angenehm unterhalten.

Von den »fatalen Besuchern«, die den Weisen von Wandsbeck je länger je mehr heimsuchten, erstattete der Dichter Matthison humorig Bericht: »Täglich ward Claudius von neugierigen Anekdotensammlern, gerüstet mit Schreibtafel und Bleifeder, wie aus einem Hinterhalt überfallen. Er wußte, daß diese Menschen keine Silbe, welche von den Lippen eines gefeierten Mannes entfällt, diesseits der Druckerpresse untergehen lassen. Daher empfing er einen Magister, von dem er wußte, daß er in solcher Absicht gekommen sei, bloß mit einer stummen Verbeugung. Hierauf wurde der Fremde durch einen Wink zu einem Spaziergang nach der Wiese eingeladen, wo zum Glücke oder Unglücke die Kuh des Claudiuschen Hauses weidete. Fortschweigend wie ein Trappistenmönch ergriff Claudius die Nachtmütze, um das treue Haustier, welches von Stechmücken ganz übersäet war, von dieser Plage mitleidig zu befreien, und richtete auch wirklich eine große Niederlage unter der argen Brut an. Nun folgte eine zweite stumme Verbeugung, und der Reisende, den Sinn des Auftritts ahnend, wollte sich entfernen.«

Trotz mancher Entbehrungen führten Matthias und Rebekka einen fröhlichen Haushalt miteinander. Beide hatten sie die Gabe, anzunehmen, was ihnen der Tag bescherte, und auch den widrigsten Umständen und den

kärglichsten Verhältnissen noch eine gute Seite abzugewinnen. »Wißt, daß alles Quark ist, außer einem fröhlichen Herzen, das seiner bei aller Gelegenheit mächtig ist«, schrieb Claudius an einen Freund. Dies war das Motto seines Lebens. Ein fröhliches Herz bedarf keines äußeren Anlasses zur Freude, oder weiß solche Anlässe jederzeit zu finden und zu nutzen. So war er unermüdet dabei, für die Seinen kleine, anspruchslose Familienfeste zu erfinden. Launig berichtete er darüber an Vetter Andres: »Du weißt, daß in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeiert gelassen wird . . . So haben wir beide, außer den respektiven Geburts- und Namenstagen, schon verschiedene andere Festtage an unsren Höfen eingeführt, als das Knospfest, den Maimorgen, den Grünstängel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen . . . Gestern als ich im Garten gehe und nichts weniger denke, schießen mir mit einmal zwei neue Festtage aufs Herz, nämlich der Herbstling und der Eiszäpfel. Der Herbstling ist nur kurz und wird mit Bratäpfeln gefeiert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, nimmt man so viel Äpfel als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, keiner an seiner quota gekürzt werde, tut sie in den Ofen, wartet, bis sie gebraten sind, und isst sie dann. Daß dabei allerhand vernünftige Diskurse geführt werden, versteht sich von selbst.«

Schatten über dem Dichterleben

In diesem behaglichen, fast schon biedermeierlichen Stilleben fehlen die dunklen Töne nicht. Schweres Leid hatten die Eheleute miteinander zu tragen. Auch der Glaube eines Claudius war kein Pflänzchen Immergrün, sondern mußte gegen Anfechtungen erkämpft und in

Zweifeln erbeten werden. So traf ihn im Jahr 1796 der plötzliche Tod der strahlenden, von ihm besonders geliebten Tochter Christiane wie ein Schlag, der ihn beinahe zu Boden gestreckt hätte. Niemals hat er diesen Verlust ganz verwunden. Im Anhang unsres Büchleins finden sich Verse, die durch Christianes Hinscheiden ausgelöst worden sind. Sie zeigen, wie der Dichter am Sarg der Tochter zunächst vor Kummer verstummte, wie sich der Schmerz danach in Klage verwandelte und wie erst allmählich aus der Trauer Ergebung geworden ist.

Besonders bitter für dieses »Genie des Herzens« und der Freundschaft war im Alter die Trennung von den engsten Freunden: Klopstock und Herder starben beide im Jahre 1803; andere, wie Boie und sein Intimus Voß (der Idyllendichter und Homerübersetzer), wandten sich entristet von ihm ab, weil sie sich nicht abfinden mochten mit seiner immer eindeutigeren Hinwendung zu Glaubens-themen und Ewigkeitsgedanken. Als »Feind einer gesunden Aufklärung« hat man ihn beschimpft, ja als »Kryptojesuiten« diffamiert — ein Vorwurf, der sich gegen die konfessionelle Weitherzigkeit des »Boten« richtete: Claudius trat in Verkehr zu den Katholiken des »Münsterer Kreises« und hielt an Männern wie dem Grafen Stolberg fest, die — im Zeichen der aufkommen- den Romantik und in der »Frontstellung gegen einen übersteigerten Rationalismus, gegen eine die Religiosität im Keim abtötende Aufklärung, gegen eine erst in Pöbel- dann in Diktaturexzeß umschlagende Revolution« — Zuflucht bei der römischen Kirche suchten. Inzwischen waren nacheinander die Kinder herange- wachsen, gründeten ihre eigenen Familien und gingen ihrer Wege. Claudius hat sie nicht gerne ziehen lassen, denn die Familie war der Grund, in dem er wurzelte, und er selbst bildete den Mittelpunkt des häuslichen Kreises. Er konnte sich aber darüber freuen, daß sich Söhne und Töchter im Leben bewährten und daß bald

eine wachsende Schar von Enkeln an ihre Stelle trat. Auch im Alter blieb er der ruhende Pol der Seinen, nahm an ihren Schicksalen — mündlich und brieflich — innigen Anteil, half, tröstete und ermahnte nach Kräften. Die Briefe an seinen Sohn Johannes, der wie zwei weitere Brüder Pfarrer wurde, sind ein ergreifendes Beispiel solch väterlicher Fürsorge.

Der Lebensabend des alten Mannes wurde empfindlich gestört durch die Kriegsstürme, die auch vor den Grenzen des dänischen Staates nicht haltmachten. Während sein Schwiegersohn Perthes, Buchhändler in Hamburg, als glühender Patriot vor den Franzosen fliehen mußte, war der innerlich neutrale Claudius gezwungen, als Untertan des mit Napoleon verbündeten dänischen Königs vor den anrückenden Truppen der Preußen und Russen zu weichen und an verschiedenen Plätzen Holsteins Zuflucht zu suchen.

Von Lübeck aus richtete der »Bote« seine letzte Botschaft an die deutschen Glaubensgenossen in der »Predigt eines Laienbruders zu Neujahr 1814«. Darin mahnt er Fürsten und Völker zu Mäßigung und Umkehr und zu einer Neuordnung des politischen Lebens im Zeichen des Kreuzes. Er schließt mit dem Luthervers: »Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben.«

Der Lebensabend

Noch einmal durfte er in sein geliebtes Wandsbeck heimkehren. Eine große Freude war es für ihn, daß sich zu seinem 74. Geburtstag fast alle Kinder und Enkel um seinen Lehnstuhl versammelten und mit ihm feierten. Bald danach kränkelte er, und die Kräfte begannen zu schwinden. Um ärztlicher Hilfe näher zu sein, zog er zusammen mit seiner Frau zur ältesten Tochter, Karoline Perthes, nach Hamburg. Dort bereitete er, der zeitlebens mit »Freund Hain« vertrauten Umgang hatte, sich

auf sein Sterben vor. »Mein ganzes Leben lang«, meinte er zu seinem Schwiegersohn, »hab' ich an diesen Stunden studiert. Nun sind sie da, aber ich begreife es so wenig als in den gesundesten Tagen, auf welchem Wege es zu Ende gehen wird.« Und ein andermal: »Gut geht es; aber nicht angenehm!« Bis zuletzt scheint er auf eine »besondere Hülfe von oben, auf einen Blick ins Übersinnliche« gewartet zu haben. Ob ihm dies zuteil ward? Niemand weiß es! Seine letzten Worte waren: »Führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Übel! — — gute Nacht, gute Nacht!«

Am 22. Januar 1815 durfte Matthias Claudius heimgehen. Er wurde begraben auf dem Friedhof zu Wandsbeck, das ihm zur irdischen Heimat geworden war. Siebzehn Jahre nach ihm starb seine Ehefrau Rebekka, im Todesjahr Goethes. Sie wurde an seiner Seite beigesetzt.

Hören wir zum Schluß, was er Jahre vor seinem Tod im »Valet an meine Leser« ausgesprochen hat: »Ich habe als einfältiger Bote nichts Großes bringen können, sondern nur etwas Kleines, das den Gelehrten zu wenig und zu geringe ist. Das aber habe ich nach meinem besten Gewissen gebracht; und ich sage in allen Treuen, daß ich nichts Bessers bringen konnte... Was ist der Mensch, und was hat er? — Er hat Himmel und Erde, Meer und Land, Berg und Tal, Sonne und Mond etc., und die sind groß und herrlich; aber recht beim Lichte besehen, ist alles, was man sieht, doch nur äußere Rinde und Kruste, schöne Kisten und... Kleinodiën, zwischen denen der Mensch herumgeht wie ein Knecht, vor dem der Herr sie verschlossen hat. Er fühlt wohl, daß es anders sein könnte; denn was sind seine kühnen Vermutungen und Träume über den inwendigen Zusammenhang und die verborgenen Triebfedern der Natur anders als Zeichen und Beweise seines Anrechts an ihre Erkenntnis? Aber... er geht neben dem Born des Lichts hungrig und durstig nach Erkenntnis und muß es sich kalt und warm um

die Nase wehen lassen und mit allen Elementen kämpfen, bis sie ihn wieder verschlungen haben . . .

So ist das Denken und die Denkkraft ja auch nur die Hälfte des Menschen und dazu die unrechte Hälfte, mit ihr die Veränderung und Besserung des Ganzen anzufangen, weil sie an und in sich selbst feststeht. Aber der Wille, der kann wollen und sich ändern und so auf die Denkkraft influieren. Wer wie Gott wollen kann, der wird auch wie Gott denken lernen, er sei gelehrt oder ungelehrt . . .

Wir sind nicht umsonst in diese Welt gesetzt; wir sollen hier reif für eine andere werden. Es ist nur Einer, der dazu helfen kann, und dem sei Ehre in Ewigkeit. Gehabt Euch wohl!«

Claudius — ein Kind seiner Zeit

Unschwer lassen sich im Konterfei des Claudius Züge entdecken, die typisch sind für seine Zeit, und über die wir heute lächeln mögen: Als Schriftsteller, zumal als »Lehrer des Volkes«, bediente er sich der sprachlichen und stilistischen Mittel seiner Zeit; bis zu einem gewissen Grade übernahm er auch ihre Schwächen und Skurrilitäten: Gar manchmal hob er den pädagogischen Zeigefinger höher als eben nötig; Fabeln à la Gellert erfand auch er; in jungen Jahren »tändelte« er empfindsam mit den »anakreontischen« Poeten und schwärmte mit den Klopstockjüngern für alte Bardenherrlichkeit; in seinen ersten Ehejahren stimmte er zusammen mit seinem Freund Voß jene damals beliebten »Schäferdönnchen« an, die den grimmigen Spott der beiden Weimarer Dioskuren herausgefordert haben. Immerhin ist zu sagen, daß er auf den künstlichen Pfaden der herrschenden Mode nur in seinen Anfängen und jeweils nur für kurze Zeit gewandelt ist. Eine Perücke hat er zeitlebens nie, den modischen Degen hat er nur während seines Darmstädter Intermezzos kurze Zeit getragen.

Wer vom 18. Jahrhundert spricht, sollte sich vor einer einseitigen Betrachtungsweise hüten. Er sollte bedenken, daß es nicht nur Reifröcke und Menuetts, Philistertum und Schäferspiele hervorbrachte. Die Menschen damals dachten groß von ihrer Epoche und sprachen mit Stolz vom »Jahrhundert der Aufklärung«. Im Sinn der berühmten Definition des Philosophen Kant wollte man sich endlich des Verstandes mutig bedienen, um die Fesseln überholter Traditionen abzuschütteln und freizuwerden von den Banden geistiger Unmündigkeit. Der Macht, ja Allmacht der menschlichen Vernunft vertrauend, brach man entschlossen auf zum Kampf gegen Wahn, Vorurteile, Heuchelei und Fanatismus, für

Toleranz und Humanität. Kein Lebensbereich, der nicht vom Scheinwerfer der Kritik bis in die letzten Winkel ausgeleuchtet worden wäre. Kein Gebiet aber auch, in dem nicht Strömungen der Aufklärung ihre tiefen, oftmals wohltätigen Spuren hinterlassen hätten. So nahm die Pädagogik, beflügelt vom Glauben an die Bildsamkeit des Menschen, einen ungeahnten Aufschwung und zeitigte neue Schulen und Reformen. Die Philosophie begann sich nach allen Seiten kräftig zu entfalten und bereitete den Boden, aus dem später die »Menschenrechte« und die Ideen der französischen Revolution hervorgehen konnten. Sie war es, die der Wissenschaft zur Macht und dem Menschen »zur Macht durch Wissenschaft« verholfen hat. Man erinnere sich: Schon in der Aufklärungszeit, nicht erst im 19. Jahrhundert, wurde durch eine Reihe umwälzender Entdeckungen und Erfindungen — Dampfheizung, Dampfmaschine, Luftballon, Sauerstoff, Leuchtgas usw. — der Grund für die Moderne und für eine Zivilisation gelegt, die, durch Wissenschaft und Technik bestimmt, »keiner anderen Instanz verantwortlich« ist als dem menschlichen Denken.

Aber nicht nur seiner rationalen Fähigkeiten wurde sich der »absolutistische Mensch« jener Tage bewußt, sondern auch seiner seelischen Kräfte. Zu Recht hat man bisweilen von einer »Entdeckung der Seele« im 18. Jahrhundert gesprochen. Um 1750 begann der Genius der Poesie seine Schwingen mächtig zu regen, um zu einem unvergleichlichen Höhenflug anzusetzen: vom Flachland des Gottschedschen Formalismus über »Sturm und Drang« und die »Ära der Empfindsamkeit« hinauf zu den Gipfeln der Klassik und des deutschen Idealismus.

Claudius hat nicht nur manche Schwächen und Torheiten seiner Zeitgenossen geteilt — er hat auch deren Ideale hochgehalten und selbst dann noch verteidigt, als

die Uhr der Aufklärung längst abgelaufen war. Zeit-
lebens ist er eingetreten für Menschlichkeit, Duldsam-
keit und Völkerverständigung. Schon der junge Clau-
dius ergriff Partei für die Unterdrückten, indem er bald
nach dem englisch-französischen Kolonialkrieg (lange
vor Cooper oder der Beecher-Stowe!) die »Klage des
schwarzen Mannes in der Zuckerplantage« anstimmte:

Weit von meinem Vaterlande
muß ich hier verschmachten und vergehn,
ohne Trost, in Müh' und Schande;
ohhh die weißen Männer! klug und schön!

Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
nichts getan.
Du im Himmel! hilf mir armen
schwarzen Mann!

Auf der Höhe seines Lebens und der allgemeinen Be-
wunderung für die Taten des großen Preußenkönigs hat
er der Kaiserin Maria Theresia einen herzbewegenden
Nachruf gewidmet:

Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.
War ihres Volkes Lust und ihres Volkes Segen,
Und ging getrost und voller Zuversicht
Dem Tod als ihrem Freund entgegen.
Ein Welteroberer kann das nicht.
Sie machte Frieden! Das ist mein Gedicht.

Und am Ende der Befreiungskriege mahnte der Weise
von Wandsbeck inmitten des wogenden Siegestaumels
zu Nüchternheit und Mäßigung, als er, Schiller parodie-
rend, seinen davon wenig erbauten Mitbürgern zurief:
»Wohlauf Kameraden, vom Pferd, vom Pferd!«
Niemals hat Claudius Denken und Wissenschaft ver-
ächtlich gemacht. Wohl hat er die »Sandwüsten der
Wolffschen Philosophie« rasch hinter sich gelassen und
gutmütig gespottet über die dort verkündete Binsen-

wahrheit, daß »Hinz nicht Kunz und Kunz nicht Hinze sei«. Doch hat er wiederholt die »fein gefügten Gelenke« der Weltweisheit bewundert, und wo er wirklicher Gelehrsamkeit begegnete, zog er den Hut. Er selber hat sich im Lauf seines Lebens eine umfassende Bildung angeeignet, hat sieben Sprachen gesprochen und bemerkenswerte Kenntnisse in Geschichte und Literatur erworben. Sie haben ihn befähigt, die wichtigsten literarischen und philosophischen Neuerscheinungen in seinem Blatt anzuzeigen und zu besprechen: so Lessings »Minna von Barnhelm« und »Emilia Galotti«, Goethes »Götz« und »Werther«, Herders »Ideen« und »Älteste Urkunden des Menschengeschlechts«, Lavaters und Kants Schriften. Nicht alle seiner Rezensionen treffen ins Schwarze, doch finden sich unter ihnen einige Kabinettstücke deutscher Literaturkritik. Auch als Übersetzer ist Claudius hervorgetreten: aus dem Griechischen übertrug er Platos »Apologie des Sokrates«; aus dem Englischen Essays von Bacon und Newton; aus dem Französischen die Werke der Theologen Fénelon und St. Martin. Diese Arbeiten verrichtete er »aus eigener Wahl« und in der Absicht, Religionskritikern zu demonstrieren, wie »Philosophen über Religion und Christentum gesprochen haben«. Wer sich vertieft in seine Besprechungen und Übersetzungen, wird rasch die Mär vom »einfältigen Gemüt« beiseite legen. Bleibt noch zu erwähnen, daß unser Dichter im Alter von 35 Jahren in Berlin dem Freimaurerorden, diesem Sammelbecken aufgeklärter Geister, beigetreten ist und daß er für seine Logenbrüder ein paar gesellige Lieder beigesteuert hat.

Der »Bote« im Ringen mit seiner Zeit

Die Bedeutung des Matthias Claudius für uns liegt indessen weniger in dem, was ihn mit seiner Zeit verband, als in dem, was ihn von ihr trennte. Im letzten ist er mit den herrschenden geistigen Mächten nicht einig gegangen. Dort, wo es um Religion und Glaube ging, ist er gegen den Strom geschwommen.

Die Menschen des 18. Jahrhunderts waren in der Regel — jedenfalls in Deutschland — weder gottlos noch unchristlich. Daß es einen Schöpfer gebe und daß dieser den Kosmos weislich (und sehr zweckmäßig!) geordnet habe; daß der Mensch frei sei, das Gute zu tun, sofern sein Verstand nur durch Aufklärung erleuchtet würde; daß die Seele unsterblich sei — das waren Glaubensinhalte, die lange Zeit unangetastet blieben.

Gleichwohl setzte sich im Zeichen der Aufklärung der Prozeß der Entchristlichung der abendländischen Kultur fort, der in der Renaissance begonnen hatte und durch die Reformation aufgehalten worden war. Jetzt wurden nicht nur die Dogmen der Kirche, jetzt wurden auch die Zeugnisse der Heiligen Schrift vor den Richterstuhl der Vernunft zitiert. Progressive Theologen, die sich »Neologen« nannten, machten sich daran, die Evangelien des Neuen Testaments kritisch zu durchleuchten: Was nicht in den Rahmen menschlichen Fassungsvermögens passen wollte — zum Beispiel die Wunder Jesu und seine Auferstehung als das größte aller Wunder —, wurde umgedeutet; der Gestalt des Erlösers wurde der Mantel eines bloßen Tugendlehrers umgehängt. Heftige Auseinandersetzungen zwischen Philosophen und Theologen und zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen waren die Folge. Gegen die »Neuerer« verteidigten die »Rechtgläubigen« die »reine Lehre« mit Leidenschaft und nicht selten mit Fanatismus und Lieblosigkeit. Zwischen den Fron-

ten standen die Pietisten, die — den rationalistischen Neuerungen ebenso abhold wie den schroffen Pamphleten der Orthodoxen — in den Mittelpunkt ihrer Frömmigkeit die Bekehrung des einzelnen und die Versammlung der Bekehrten rückten.

Claudius konnte und wollte sich diesen Kämpfen nicht entziehen. Obgleich er den »Altgläubigen« aufgrund seiner Herkunft und seiner Erziehung nahestand, fühlte er sich durch ihre Intoleranz abgestoßen. Aber auch dem Rationalismus der »Fortschrittlichen«, die nicht selten Freigeisterei und Nächstenliebe eindrucksvoll zu vereinigen wußten, konnte er nicht beipflichten. »Der Geist der Religion wohnt nicht in den Schalen der Dogmatik, läßt sich auch wenig durch üppige glänzende Vernunftsprünge erzwingen noch durch steife Orthodoxie und Mönchswesen« — bekannte er einmal. An den Pietisten schließlich störte ihn die Tatsache, daß man in ihren Kreisen zu viel Aufhebens von den (Bekehrungs-) Erlebnissen und anderen Empfindungen der Frommen machte.

Matthias Claudius ging seinen eigenen Weg. Dieser führte ihn immer tiefer hinein in die Brunnenkammer des »alten apostolischen Christentums«. Noch einmal sei es gesagt: Denken und Glauben waren für ihn keine Gegensätze, sondern Größen, die einander ergänzen: »Die Philosophie ist gut und die Leute haben unrecht, die ihr so ganz und gar hohnsprechen; aber Offenbarung verhält sich nicht zu Philosophie wie viel und wenig, sondern wie Himmel und Erde, oben und unten.« Seine »Formel im ganzen war, daß man nicht den Glauben vernünftig, sondern die Vernunft gläubig machen sollte«. Immer klarer hat er die Grenzen wahrgenommen, die der menschlichen Einsicht gesetzt sind, und die Gefahren erkannt, die dort entstehen, wo diese Grenzen überschritten werden.

Von Hause aus war Claudius eine friedliche Natur. Wenn irgend möglich, suchte er zu vermitteln und zu

versöhnen. Wenn sich freilich die Verfechter einer »vernünftigen Religion« gar zu vorwitzig aufspielten, wenn sie sich anschickten, »Gott zu meistern« und den Menschen zum Maß aller Dinge zu machen, setzte er sich tapfer zur Wehr. Spott und Ironie als Waffen gegen die Widersacher zu führen, war nicht seine Sache. Er suchte zu überzeugen. Er wollte Zeugnis ablegen von der Wahrheit, die sein Leben trug. So schrieb er 1799 an seinen Sohn Johannes: »Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, sondern wir müssen uns nach ihr richten.« Oder an anderer Stelle: »Etwas Festes braucht der Mensch, dran er zu Anker liege, etwas, das nicht von ihm abhänge, sondern von dem er abhängt.« Den festen Grund fand er in der biblischen Offenbarung. Die Suchenden diesem sicheren Ufer zuzuführen, die Schwankenden auf dem Weg zu stützen, ist er niemals müde geworden.

Weil Claudius nicht bloß die Gebildeten, sondern auch die einfachen Leute erreichen wollte, hat er seine Erkenntnisse meist in schlichte Worte gefaßt. Zuweilen hat er sie auch in allerlei sonderbare Einkleidungen gepackt — teils aus pädagogischer List, teils aus Scheu, sein Innerstes preiszugeben. Wer sich durch derartige Eulenspiegelereien nicht abschrecken läßt, wird als Leser reich belohnt: Er findet nicht nur lyrische Perlen, sondern auch Prosastücke von wunderbarer Anschaulichkeit und eindringlicher sprachlicher Kraft, die oftmals an Luthers Sprachgewalt erinnern. Auch gehören die vielen Briefe, die er an Freunde, Kritiker und seine Familienmitglieder geschrieben hat, in ihrer Unbefangenheit und Frische zum Schönsten, was sich in deutscher Sprache auf diesem Gebiet finden läßt. Die »Nachfahren im Geiste«, die Hebel oder Stifter, haben die Prägnanz Claudiuscher Prosakunst vielleicht erreicht, nirgends aber übertroffen.

In den Herzstücken seines Werks stimmen Form und Inhalt in hohem Maße überein. Diese Kongruenz

kommt nicht von ungefähr. Sie hängt damit zusammen, daß auch in seinem Leben Dichten und Handeln nicht auseinanderklafften. Es gibt in der Literaturgeschichte einige Beispiele dafür, daß die schöpferische Potenz eines Dichters erlahmt ist, wenn er »für die Kirchenkanzeln« zu schreiben anfing. Nicht so bei Claudius. Je älter er wurde, um so weiter entfernte er sich vom bloßen Literaturbetrieb. Er wollte nichts anderes sein als ein Bote der Wahrheit im Dienst seiner Mitmenschen. Eben darum ist ihm auf dem ihm zugewiesenen Feld der literarischen Kleinform Großes gelungen.

Der »Bote« und seine Bedeutung für unsere Zeit

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat der dänische Denker Sören Kierkegaard im Blick auf die Philosophen und Theologen die Forderung nach der »Einheit der Existenz« erhoben und gesagt: es genüge nicht, daß die Wahrheit in der Theorie erkannt werde — vielmehr komme es darauf an, daß sie in persönlicher Entscheidung ergriffen, gelebt und bewährt wird.

Rund hundert Jahre später hat Dietrich Bonhoeffer, einer der christlichen Blutzeugen unter der nationalsozialistischen Herrschaft, in seinen Aufzeichnungen aus der Haft geschrieben: »Die Zeit, in der man alles den Menschen durch Worte — seien es theologische oder fromme Worte — sagen könnte, ist vorüber. Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen.«

Beide Männer beriefen sich ausdrücklich auf Claudius, sahen in seinem Dasein jene »Einheit der Existenz« verwirklicht und erhofften sich von seiner »christlichen Weltlichkeit« Anstöße für eine Erneuerung der Kirche. Es geht hier nicht darum, ob die These vom bevorstehenden »Ende der Religion« stimmt — manches deutet darauf hin, daß sie nicht ganz zutrifft. Tatsache ist jedenfalls, daß wir seit langem den von Kierkegaard und Bonhoeffer beschworenen »Triumph der Phrase« erleben und daß die Kirche heute große Mühe hat, in der allgemeinen Flut der Worte »dem Wort« Gehör und Geltung zu verschaffen.

In der Tat finden wir im Dasein des »Boten« eine erstaunliche Übereinstimmung von Dichten und Handeln, von Theorie und Praxis. Claudius selber hat den Finger auf dieses Problem gelegt: »Ich mag von keiner Distinktion zwischen Schriftsteller und Menschen Proben ablegen, und meine Schriftstellerei ist Realität bei mir oder sollt' es wenigstens sein, sonst hol's der Teu-

fel!« Wer sich mit seinem Werk beschäftigt, dem fällt auf, wie bescheiden sein Umfang ist: in vierzig Jahren hat er 1000 Druckseiten gefüllt, mehr nicht. Durch nichts und niemand ließ sich dieser unabhängige und unbestechliche Mann zum Schreiben drängen, weder durch materielle Notstände noch durch den Beifall des Publikums. Claudius schrieb nur, was er für notwendig erachtete; nur was ihm wahr und wesentlich erschien und was er verwirklicht hat im Leben, setzte er um in Literatur. Umgekehrt war er zeitlebens darauf bedacht, »die Forderung des Alltags mit vorbildlicher Reinheit und Treue zu erfüllen«. Eben darum fand er »die Kraft des gestaltenden Wortes« und vermochte er seine kleine Welt »durchsichtig zu machen für die Grunderfahrungen menschlichen Daseins schlechthin«.

Die ländlich bäuerliche Welt, die er abgebildet hat, ist nicht mehr die unsrige. Es geht nicht darum, daß wir seinen Lebensstil einfach nachahmen und die Flucht auf irgend eine Insel der Idylle antreten. Wohl aber können wir bei ihm lernen, was für unser Dasein wesentlich ist und was entbehrlich. Wir können uns von ihm den Weg zur »Einheit der Existenz«, zum »wahren Leben« zeigen lassen.

Die intellektuelle Redlichkeit des »Boten« ist nur die eine Seite. Die andere ist nicht minder wichtig: seine Kunst steht im Zusammenhang mit »dem Guten«. Eine seiner Maximen lautet: »Es ist nichts groß, nichts groß, was nicht gut ist; und nichts wahr, was nicht bestehet.« Zwar könnte ein solcher Ausspruch auch aus dem Mund eines jener kategorischen Optimisten stammen, die auf der Bühne der Aufklärung die Szene beherrschten. Claudius unterschied sich aber von ihnen darin, daß er auch die Nachtseiten des Lebens wahrgenommen und die Augen vor den Abgründen der menschlichen Seele nicht verschlossen hat. Man lese darauf einmal sein furchtbares »Kriegslied« oder das »Schreiben eines parforcegejagten Hirsches« an seinen fürstlichen Peini-

ger! Claudius hat seine Aufgabe nicht darin gesehen, das Böse zu entlarven, sondern das Positive aufzuzeigen, das Gute sichtbar zu machen und ihm den Boden zu bereiten. Seine Dichtung sollte den Mitmenschen dienen; er war ein »engagierter« Literat, lange bevor dieses Schlagwort auf den literarischen Markt gekommen ist.

Gerade in diesem Punkt aber könnte sein Werk für uns aktuell werden. Von André Gide stammt der Satz: »Mit guten Gesinnungen macht man die schlechte Literatur.«
Durchaus möglich! Nur erhebt sich die Frage, ob gute Literatur schon dadurch entsteht, daß man sich — nicht erst seit Gide — darin gefällt, um jeden Preis zu entlarven, »alles hemmungslos zu offenbaren«, zu kokettieren mit dem Bösen, Zweifelhaften und Absurden. Längst ist man dahintergekommen, wie gefährlich auf technischem und ökologischem Gebiet die »Prometheushaltung« ist, wonach der Mensch jederzeit machen darf, was er machen kann. Ob nicht auch auf ästhetischem Sektor eine Neubesinnung erfolgen müßte über das »Machbare« und seine Grenzen? Und ob nicht die Dichter der Kirche neuen Mut fassen sollten, zwar nicht die berühmte »heile Welt« der Illusion, wohl aber die wirkliche »Welt des Heils« anschaulich zu gestalten? Sie könnten bei Claudius dazu manchen bemerkenswerten Beitrag finden.

Der Bote von Wandsbeck hat den Menschen und seine Welt weder idealisiert, noch pfäffisch verketzert. Er vermochte die Freuden des Daseins fröhlich zu genießen und seine Mängel gelassen zu ertragen. Er wandte sich den Dingen in »herzlicher Sachlichkeit« zu und wußte sich mit aller Kreatur brüderlich verbunden. Diese Art »Weltlichkeit« entsprang seinem eigenen harmonischen Wesen; mehr noch war sie Ausfluß seines Glaubens.

Wie seine Zeitgenossen liebte er es, aus »den sichtbaren wundervollen Geschöpfen auf einen allmächtigen und allweisen Schöpfer« zu schließen. Wie sie vertraute er

auf das Walten des »himmlischen Vaters«. Was Claudius über das »Vaterunser« geschrieben hat, gehört nicht zufällig zu seinen Meisterstücken. Zugleich aber wußte er, daß dieser »Glaube der Gedanken« nicht allzu weit trug: »Wir Menschen gehen doch wie im Dunkeln, sind doch verlegen in uns, und können uns nicht helfen. Auch ist das Gefühl eigener Hilflosigkeit zu allen Zeiten Wahrzeichen großer Menschen gewesen, und ist vielleicht der Hafen, aus dem man auslaufen muß, um die Nordwestpassage zu entdecken.« Der Mensch, der im Dunkel der Sünde und des Todes umherirrt, findet Rettung allein bei dem, der dem Tod die Macht genommen hat. Wer wirklich die Fahrt ins Freie antreten will, der muß sich vom »vollendeten und verherrlichten Gottmenschen« führen und tragen lassen. In Christus allein ist Rettung. Er »ist und gibt die neue Lebenskraft«, die uns befreit und »göttliches Leben« schenkt. Aber nur derjenige wird dieses Lebens teilhaftig, den der »Glauben des ganzen Menschen beseelt«, dessen »bewegtes und arbeitendes Herz und alle seine Kräfte den Gegenstand des Glaubens mit Zuversicht und Zuneigung ergreifen, herbeiziehen und einverleiben«.

Mit der christlichen Kirche und den Reformatoren hat Claudius »einfältig« geglaubt und ausdrücklich bekannt, daß keiner »aus eigener Vernunft und Kraft an Jesum Christum glauben oder zu ihm kommen kann« und daß es ohne den heiligen Geist »keine Besserung, kein Leben und keine Seligkeit gibt«.

Die Kirche unsrer Tage hat sich mit großer Entschiedenheit der Welt zugewandt, ganz im Sinne jener »christlichen Weltlichkeit«, die Claudius verkündet und verkörpert hat. Sie wird das befreiende Wort und die helfende Tat jedoch nur verwirklichen können, wenn sie sich wie Claudius entschieden Christus zuwendet, dem sichtbaren Jesus »als dem Urbild und Verheißung dessen, dazu wir berufen sind« und das wir durch Gottes Beistand werden können, und dem unsichtbaren Chri-

stus »als der uns tröstenden und heilenden Gottesmacht«.

Schließlich möchten wir noch kurz auf ein besonderes Kapitel eingehen: auf den Konservatismus, den der Wandsbecker Bote in politischen Dingen an den Tag legte und der ihm bis heute Kritik und Schmähungen eingebracht hat. In der Tat war Claudius eine konservative Natur. Vor den Ideen der französischen Revolution ist er zurückgeschreckt. Er war überzeugt, daß »von dem neuen Frankreich nur Unordnung und Unglück und kein Heil komme; und daß das alte System, mit all seinen Gebrechen, das einzige sei, das die Menschen bürgerlich zusammenhalten und glücklich machen kann«.

Von den tieferen Ursachen der Revolution verstand er wenig. Befangen in den Anschauungen altlutherischer Tradition, hat er die patriarchalische Ordnung für gottgewollt und unumstößlich gehalten. Je älter er wurde, desto konservativer wurden seine politischen Überzeugungen. Schrieb er in jüngeren Jahren noch Verse wie:

Gut sein! Gut sein! ist viel getan,
Erobern ist nur wenig;
Der König sei der bess're Mann,
sonst sei der Bess're König!

so trat er später für die Vorstellung vom Gottesgnadentum der Monarchen ein und bekundete seine Verehrung für das dänische Königshaus immer wieder durch Huldigungspoeme.

Indessen darf man von den geschichtlichen Hintergründen nicht absehen, wenn man seine Haltung gerecht beurteilen will. Dazu gehört beispielsweise, daß der »Bote« als holsteinischer Bürger zugleich Untertan des ziemlich liberalen dänischen Königs war und in einem wohlgeordneten Kleinstaat leben konnte. Auch wenn wir seine politische Meinung nicht gutheißen

können, so finden wir in ihr Elemente, die des gründlichen Nachdenkens wert sind. Wir können bei Claudius Anschauungsunterricht über das Wesen wahrer Freiheit erhalten. Denn — wie Johannes Pfeiffer in seinem Aufsatz über den Dichter schreibt — »gegen die äußere Freiheit setzte er die innre, die Freiheit zum Wollen des Guten; gegen die Gleichheit in der Welt setzte er die Gleichheit vor Gott; gegen die abstrakte Brüderlichkeit der Menschheitsbeglückter setzte er die tätige Brüderlichkeit dessen, der sich an seinem ganz bestimmten Platz um den ihm zugewiesenen Nächsten kümmert«. Wir haben als Bürger einer auf Freiheit ausgerichteten, durch vielfältigen Mißbrauch des Begriffes Freiheit jedoch ernstlich bedrohten Gesellschaftsordnung wahrlich Grund, auch auf eine solche Stimme zu hören! Runden wir das Bild ab, indem wir der Claudius-Biographin Isabella Rüttenauer das Wort geben. »In dem Verlangen, unsre Auffassung der Werte in den Geschehnissen der vergangenen Jahrhunderte zu überprüfen, haben wir Sehnsucht nach einem Menschen wie ihm, den wir als eine Verkörperung des abendländischen Geistes ansehen, und den wir lieben können — der stehen bleibt, wenn auch noch soviel »Große« unsrer Vergangenheit dem Wandel der Wertmaßstäbe nicht standhalten können. In der Nähe seiner lichten Gestalt kann es uns wohlwerden, und wir können an ihr zur Klarheit über uns selbst gelangen. Und da es die Form war seines Daseins, nicht bloß für sich dazusein, sondern auf die andern hin, könnten wir in ihm einen Meister anerkennen, einen Mahner und Lehrer, und uns seiner Botschaft nach mancherlei Verständnislosigkeit der vergangenen Geschlechter wieder öffnen. Es könnte geschehen, daß uns Trost und Hilfe von ihm wird.«

Kleine Auswahl
geistlicher Lieder
und Prosa

Täglich zu singen (etwas gekürzt)

Geschrieben in der Darmstädter Zeit oder kurz danach. Veröffentlicht 1778 im Teil III der Sämtlichen Werke, an dessen Ende Claudius ein schwarzes Kreuz setzen ließ.

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin! Und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz! habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen,
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zu Mute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heil'ge Christ
Bescheret hatte, Amen!

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wär' vielleicht verdorben.

Auch bet' ich ihn von Herzen an,
Daß ich auf dieser Erde
Nicht bin ein großer reicher Mann
Und auch wohl keiner werde.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben.
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach;
Wie sollt' er's mir nicht geben!

Motet

Geschrieben nach 1780, vielleicht nach dem Tod der Mutter. Veröffentlicht 1783 im Teil IV des »Asmus«.

Der Mensch lebt und bestehet
Nur eine kleine Zeit;
Und alle Welt vergehet
Mit ihrer Herrlichkeit.
Es ist nur einer ewig und an allen Enden,
Und wir in seinen Händen.

Der Mensch

Auch dieses Lied, das an das Buch Hiob (Kap. 14) anknüpft und im Teil IV der Werke erschienen ist, könnte im Zusammenhang mit dem Tod der Mutter entstanden sein.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüftet und begehret,
Und bringt sein Tränlein dar;
Verachtet und verehret,
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält nichts und alles wahr;
Erbauet und zerstöret
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst und zehret;
Trägt braun und graues Haar etc.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder
Und er kömmt nimmer wieder.

Kriegslied

Das Lied entstand, als 1778 der bayerische Erbfolgekrieg zwischen Preußen und Österreich ausbrach, und erschien 1779 im Vossischen »Musenalmanach«. Es gibt in deutscher Sprache kein zweites Anti-Kriegslied »von solcher Eigenart und Wucht«.

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaß,
Die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb tot
Im Staub sich vor mir wälzten und mir fluchten
In ihrer Todesnot?

Wenn tausend, tausend Väter, Mütter, Bräute,
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krächten
Von einer Leich' herab?

Was hül' mir Kron und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein!

Die Mutter am Grabe

Fast alle Claudius-Gedichte beziehen sich auf Ereignisse im Familienkreis oder auf Glaubensdinge. Die beiden folgenden Verse spiegeln den Schmerz von Matthias und Rebekka um ihr Söhnlein Matthias wider, das 1788 im Alter von zwei Jahren starb. Veröffentlicht 1790 im Teil V der Werke.

Wenn man ihn auf immer hier begrübe,
Und es wäre nun um ihn geschehn;
Wenn er ewig in dem Grabe bliebe,
Und ich sollte ihn nicht wieder sehn,
Müßte ohne Hoffnung von dem Grabe gehn —
Unser Vater, o du Gott der Liebe!
Laß ihn wieder auferstehn.

Der Vater

Er ist nicht auf immer hier begraben,
Es ist nicht um ihn geschehn!
Armes Heimchen, Du darfst Hoffnung haben,
Wirst gewiß ihn wieder sehn
Und kannst fröhlich von dem Grabe gehn.
Denn die Gabe aller Gaben
Stirbt nicht und muß auferstehn.

An die Frau B . . . R

Geschrieben 1778 für eine Frau Botefür, die an der Schwindsucht gestorben ist. Kenner stellen fest, daß hier Glaube und Sprache eine Einheit eingegangen sind, die das »Abendlied« noch übertrifft.

Daß du so gut gestorben bist,
Und all dein Leid und alle deine Plagen
Bis in den Tod, wie's Gottes Wille ist,
Mit stillem Mut und mit Geduld getragen;
Daß du — o zürne nicht im Himmel, wo du bist!
Ich will nicht loben und nicht klagen;
Ich wollt' es bloß an deinem Grabe sagen,
Weil es die reine Wahrheit ist.

Die Sternseherin Lise

Abgedruckt im VII. Teil 1803. Hinter der schlichten Sternseherin verbirgt sich der Dichter, der zwar keine Verzweiflung, aber doch Schwermut und Sehnsucht gekannt hat.

Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk getan
Und niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch und aufgereiht
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und schön;
Ich seh' die große Herrlichkeit
Und kann mich satt nicht sehn . . .

Dann saget unterm Himmelszelt
Mein Herz mir in der Brust:
»Es gibt was Bessers in der Welt
Als all ihr Schmerz und Lust.«

Ich werf' mich auf mein Lager hin
Und liege lange wach,
Und suche es in meinem Sinn;
Und sehne mich darnach.

Christiane

Claudius ist dem Tod oftmals begegnet. Kein Verlust hat ihn so geschmerzt wie der Abschied von seiner Tochter Christiane, die 1796 an einem Nervenfieber starb. Die folgenden vier Gedichte gehen auf dieses Ereignis zurück. Die zwei ersten zeigen das Ausmaß seines Schmerzes, vor allem der Vierzeiler »Der Tod«, der nach Karl Kraus »ein Atemzug der Ewigkeit« ist. Erst nach langer Zeit brach auch hier sein Glaube durch und zeitigte die Gedichte »Die Liebe« und »Bei ihrem Grabe«.

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Der Tod

Ach, es ist so dunkel in des Todes Kammer,
Tönt so traurig, wenn er sich bewegt
Und nun aufhebt seinen schweren Hammer
Und die Stunde schlägt.

Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel,
Und dringt durch alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel,
Und schlägt sie ewiglich.

Bei ihrem Grabe

Diese Leiche hüte Gott!
Wir vertrauen sie der Erde,
Daß sie hier von aller Not
Ruh' und wieder Erde werde.

Da liegt sie, die Augen zu
Unterm Kranz, im Sterbkleide! ...
Lieg und schlaf in Frieden Du,
Unsre Lieb' und unsre Freude!

Gras und Blumen gehn herfür,
Alle Samenkörner treiben,
Treiben — und sie wird auch hier
In der Gruft nicht immer bleiben.

Ausgesät nur, ausgesät
Wurden alle die, die starben;
Wind- und Regenzeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

Alle Mängel abgetan
Wird sie denn in bessern Kränzen
Still einher gehn, und fortan
Unverweslich sein und glänzen.

Osterlied

Das letzte Lied, das Claudius in seine Sämtlichen Werke, und zwar in den 1812 erschienenen Teil VIII aufgenommen hat, hat er bezeichnenderweise für das Osterfest geschrieben, nach der Melodie »Lobt Gott, ihr Christen alle gleich«.

Das Grab ist leer, das Grab ist leer!
Erstanden ist der Held!
Das Leben ist des Todes Herr,
Gerettet ist die Welt!

Die Schriftgelehrten hatten's Müh'
Und wollten Weise sein;
Sie hüteten das Grab und sie
Versiegelten den Stein.

Doch ihre Weisheit, ihre List
Zu Spott und Schande ward;
Denn Gottes Weisheit höher ist
Und einer andern Art.

Sie kannten nicht den Weg, den Gott
In seinen Werken geht;
Und daß nach Marter und nach Tod
Das Leben aufersteht.

Gott gab der Welt, wie Moses lehrt,
Im Paradies sein Wort;
Und seitdem ging es ungestört
Im Stillen heimlich fort.

Bis daß die Zeit erfüllet war
— Die Himmel fei'rten schon —
Da kam's zu Tage, da gebar
Die Jungfrau ihren Sohn.

Den Seligmacher — —. Hoch und hehr
Und Gottes Wesens voll,
Ging er in Knechtsgestalt einher,
Tat Wunder und tat wohl.

Und ward verachtet und verkannt,
Gemartert und verklagt,
Und starb am Kreuz durch Menschenhand;
Wie er vorher gesagt.

Und ward begraben und beweint,
Als sei er tot, allein
Er lebt, nun Gott und Mensch vereint,
Und alle Macht ist sein.

Halleluja! das Grab ist leer!
Gerettet ist die Welt,
Das Leben ist des Todes Herr!
Erstanden ist der Held!

Abendlied

Auf einem Gang in der Natur entstand sein 1779 erstmals veröffentlichtes »Abendlied« im Paul-Gerhardt-Ton. In einem Wiesengrund bei Darmstadt wird noch heute der Ort gezeigt, wo es gedichtet worden sei; doch Forscher nehmen an, daß Wandsbeck die Geburtsstätte des Liedes sei.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns *Dein* Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor Dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbarn auch!

Ein gülden ABC

Abgedruckt im 1802 veröffentlichten »Siebenten Theil« der Werke, nachdem Claudius schon zuvor ein »Silbernes ABC« komponiert hatte. Mit diesen schlichten Lebensweisheiten und Wahlsprüchen fand er bei seinen Zeitgenossen Gehör: Glaube und Moral verbinden sich hier.

A

Armut des Geistes Gott erfreut;
Armut und nicht Armseligkeit.

B

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr zu, gleich zu, wie Paulus tut.

C

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüte Früchte trägt.

D

Dürst nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl so gut.

E

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

F

Für was du Gutes hier getan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

G

Geduldig sein — Herr, lehr' es mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich.

H

Hau deinen Götzen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

I
In dir ein edler Sklave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

K
Kämpf und erkämpf dir eignen Wert;
Hausbacken Brot am besten nährt.

L
Liebt euch auf Erde, liebt und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

M
Merk auf die Stimme tief in dir;
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

N
Nimm wahr der Zeit, sie eilet sich
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O
O Herr, lehr uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.

P
Parabeln sind wohl fein und schön,
Doch muß sie einer auch verstehn.

Q
Quäl nicht dein Herz ohn Unterlaß,
Ein freier Mut gefällt Gott baß.

R
Recht halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Not.

S
Straf keck das Böse ins Gesicht;
Vergiß dich aber selber nicht.

T
Treib Tugend jeden Augenblick;
Wer nicht voran geht, geht zurück.

U
Und wenn sie alle dich verschrein,
So wickle in dich selbst dich ein.

V
Verlaß dich nicht auf diese Welt;
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

W
Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freun?

X

Y
In Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

Z
Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen; das ist mehr.

Aus »Brief an meinen Sohn Johannes«

Johannes, der älteste Sohn, verließ 1799 mit sechzehn Jahren das Vaterhaus, um in Hamburg eine Kaufmannslehre anzutreten. Der Vater gab ihm als Wegzehrung diesen Brief mit, der im Teil VII der Werke 1802 abgedruckt wurde. Bald danach entschloß sich Johannes zum Studium der Theologie. 1813 wurde er Pfarrer in Sahms (Lauenburg), wo er 1859 starb.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, da ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kömmt. Ich kann dich nicht mitnehmen; und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist.

Niemand ist weise von Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel *fallen* und manchen Stab, auf den man sich verließ, *brechen* sehen. Darum will ich dir einigen Rat geben und dir sagen, was ich funden habe und was die Zeit mich gelehret hat.

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht. Der Mensch ist hier nicht zu Hause, und er geht hier nicht von ungefähr in dem schlechten Rock umher. Denn siehe nur, alle andren Dinge hier mit ihm und neben ihm sind und gehen dahin, ohne es zu wissen; der Mensch ist sich bewußt, und wie eine hohe bleibende Wand, an der die Schatten vorübergehen. Alle Dinge mit und neben ihm gehen dahin, einer fremden Willkür und Macht unterworfen, er ist sich selbst anvertraut und trägt sein Leben in seiner Hand. Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießler... Lerne gerne von andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend etc. geredet wird, da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise... Erwarte

nichts vom Treiben und den Treibern; und wo Geräusch auf der Gassen ist, da gehe fürbaß. Wenn dich jemand will Weisheit lehren, da siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will tun können, was er will, sondern der ist frei, der da wollen kann, was er tun soll . . . Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser . . . Tue das Gute vor dich hin, und bekümmre dich nicht, was draus werden wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen . . . Wolle nicht immer großmütig sein, aber gerecht sei immer . . . Tue keinem Mädchen Leides und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist. Sage nicht alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagest . . . Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet . . . Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre. Sei rechtschaffen gegen jedermann, doch vertraue dich schwerlich. Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinen tue mit Fleiß.

Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Mut; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christentums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht. Stehe deiner Mutter bei, und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir.

Dein treuer Vater

Aus den »Briefen an Andres«

Briefe des Asmus an Vetter Andres, also gleichsam des Autors an sein anderes Ich, finden sich an verschiedenen Stellen seiner Werke. Der vorliegende erschien 1797 im »sechsten Theil«. Fast immer geht es dabei um religiöse Fragen, vor allem um die geliebte Gestalt Jesu, die von allen Seiten beleuchtet wird.

»Wer nicht an Christus glauben will, der muß sehen, wie er ohne ihn raten kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf lege, wenn wir sterben sollen; und das kann er überschwänglich, nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen keinen, von dem wir's lieber hätten. Keiner hat je so geliebt, und so etwas in sich Gutes und Großes, als die Bibel von ihm saget und setzet, ist nie in eines Menschen Herz gekommen . . . Es ist eine heilige Gestalt, die dem armen Pilger wie ein Stern in der Nacht aufgehet, und sein innerstes Bedürfnis, sein geheimstes Ahnden und Wünschen erfüllt. Wir wollen an ihn glauben, Andres, und wenn auch niemand mehr an ihn glaubte. Wer nicht um der andern willen an ihn geglaubt hat, wie kann der um der andern willen auch aufhören, an ihn zu glauben.«

Verzeichnis benutzter Quellen

Matthias Claudius, *Sämtliche Werke*. Gotha 1907

Matthias Claudius, *Sämtliche Werke* (Gedichte — Prosa — Briefe in Auswahl), hrsg. v. Hannsludwig Geiger (Tempel-Klassiker). Berlin/Darmstadt o.J.

Peter Berglar, *Matthias Claudius in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten* (Rowohlt's Monographien). Reinbek 1972

Hermann Claudius, *Matthias Claudius* (»Dichter der Deutschen«). Stuttgart 1938

Urban Roedl, *Matthias Claudius*. Sein Leben und Werk. Berlin 1934

Isabella Rüttenauer, *Matthias Claudius*. Der Dichter und seine Botschaft an unsre Zeit. Freiburg 1952

Erinnerungen an Matthias Claudius. Von seiner Enkelin Agnes Perthes. München 1978

Johannes Pfeiffer, *Matthias Claudius* (Die großen Deutschen Bd. II). Berlin 1958

Werner Kraft, *Matthias Claudius und die Existenz* (aus: Kraft, Augenblicke der Dichtung). München 1964

Karl Barth, *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*. Zollikon 1947

Siegfried Wisch, *Kleine Chronik großer Geister*. Leipzig 1938

